

Die Felle Welt

Nr. 24

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Der Träumer.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung)

Martin blieb im Bett, aß wenig und trank viel, und kümmerte sich um nichts, was außerhalb seiner Kammer vorging.

Zuweilen sang und spielte er. Aufgerichtet im Bett sitzend, übte er Gretes Komposition. Am Tage oder auch mitten in der Nacht.

Der Kantor kam noch einmal. Auch Klaus Langhorn fand sich ein. Aber sie richteten beide nicht das geringste aus. Klaus empfahl sich mit den Worten: „Na, wat ein will, dat will ein. Und worüm soll heit nich willen? Wenn Diene Buddels ledig (Klatschen leer) sind und Diene Schinken und Diene Wurst (Wurst) beide End' verlieren (verloren) hevt, steihst all allein op. Adies, mien gande Jung.“ Im Dorfe wurde erzählt, Martin habe den Verstand verloren. Den Gemeinde Vorsteher betrückte es sehr; denn nun kriegte er eine Hilfskraft, die selbst noch sehr der Hilfe bedurfte und ihn zur Abkürzung seiner Frühschoppen zwang. Marie war zuerst am meisten erschrocken. Aber wenn sie nachts erwachte und die klaren innigen Geigentöne herüberwehten, meinte sie, so könne unmöglich ein Verrückter spielen. Sie lag mit offenen Augen und atemlos im Bett, erfüllt von dem Gefühl, daß es ihre Empfindungen seien, die dort in Musik ausgesprochen wurden.

Wie weit war sie Martin in den letzten Monaten entückt! Sie vermied ihn auf allen Wegen. Nun war's ihr, als sei sie ihm wieder nähergekommen. Als erhebe sich eine Brücke zwischen ihnen — eine Brücke aus Tönen, die in leichten, lustigen, klingenden Vogen hinüber-

führte über See und Garten, von einem Fenster zum andern.

Wenn sie sich am Morgen erhob, erhoben sich mit und in ihr immer wieder bange, sorgende Gedanken, die unablässig um den einen Punkt kreisten: wie sie ihm wohl helfen könne.

Am liebsten wäre sie einfach zu ihm gegangen. Aber Dll-Marielen war auch nicht auf den Kopf gefallen und behielt jeden ihrer Schritte im Auge. So vergingen zwei Wochen. Klein-Wiezings innere Not war aufs höchste gestiegen. Schon sah sie im Geiste Martin einjam sterben. Ein Sonntag kam, und Fran Schlabie ordnete einen gemeinsamen Kirchgang an. Als sie aus der Pforte schritten, blieb Marie mit ihrem Kleide an einem Nagel hängen und riß es von oben bis unten auf. „Ungejakiate Deern!“ Dll-Marielen vergaß, daß sie ein Gesangbuch in der Hand hielt, und ließ eine Schimpfkanonade los, die Klein Wiezing geduldig ertrug. „Tret (ziehe) di 'n anner Kleid an und kummt mi nah (nach). Aber gau (schnell)!“ Dll-Marielen wackelte davon. Marie lief in ihre Kammer, ganz heiß und rot ob der gelungenen List. Sie kleidete sich um, suchte im Hintergrund des Gartens eine dünne Stelle in der Hecke und bahnte sich mit dem Beil einen Weg..



Ferdinand Freilgrath.

hatte er sich in Sicherheit gebracht. Er wählte die Schweiz. In Mappesdyl am Zürichsee nahm er Aufenthalt. Hier blieb er über ein Jahr. Zunächst bereitete er eine Auswahl von Uebersetzungen aus neueren französischen und englischen Dichtern vor. Und daneben sandte er 1846 ein Heftchen mit sechs Gedichten unter dem Titel: „Ca ira“

von Herfseau nach Deutschland hinüber. So dünn das Heftchen, so gewaltig die wenigen Gedichtgaben! In „Ca ira“ eröffnet Freiligrath ein heftiges Kartätschenfeuer gegen den Absolutismus. Er nennt sich nun bewußt einen Herold und Propheten der Revolution. Und in der Tat: er hat sie vorausgesehen und ihre Schwerter geschliffen. Von diesen, stürmischen, aufrüttelnden Liedern hat ja noch vor einigen Jahren ein ehemaliger preussischer Kriegsminister — ich glaube von Bronsart — geurteilt, daß sie Zeugnisse einer hinüberbrannten Phantasie wären...! Das schönste Gedicht aus dieser

Sammlung ist unstreitig „Von unten auf“. Das preussische Königspaar fährt auf dem Rhein nach Stolzenfels, und der Dichter stellt nun der Macht des Fürsten in dem Geizer des Dampfsbootes die Macht des Volkes entgegen. In dem Epilog „Springer“ schildert Freiligrath, wie er von der Despotie von Land zu Land gehegt wird.

Daß nun auch in der Schweiz keines längeren Bleibens sein konnte, wurde dem Dichter offenbar. So ging er denn im Juli 1846 nach England. In einem Londoner Handelshause fand er eine bescheidene Brotsstelle. Wohl waren ihm innerhalb der letzten drei Jahre 9000 Gulden Honorar aus seinen Dichtungen und Uebersetzungen zugeflossen. Viel war aber nicht erübrigt worden. Nun hieß es trodene Kontorarbeit verrichten, sich mit Sorgen herumzuschlagen. Da blieb wenig Zeit und Stimmung zu dichterischem Schaffen.

Da flammt das Jahr 1848 herauf. Und der Dichter grüßt es:

Im Hochland fiel der erste Schuß
Im Hochland wider die Pfaffen.

Gedeckt vom Sonderbundskriege in der Schweiz, beginnt die Latwine der Revolution ihren Donnergang durch Europa. „Hoch die Republik!“ singt Freiligrath, als sie den Thron des Julikönigtums begräbt. Als sie Metternich aus Wien wegfeht, als vor ihr in der Sonntagsfrühe des 19. März die Garden aus Berlin weichen müssen, da schwingt sein Lied jubelnd die deutsche Trikolore:

Pulver ist schwarz; Blut ist rot;
Goldes flackert die Flamme!

Wir sehen also: Mit Herz und Seele war Freiligrath am Strand der Themse bei der Bewegung. Der Stand der Dinge befriedigte ihn allerdings nicht. Das Heil für Deutschland erblickte er in der Republik: sie allein werde die ganze volle Freiheit bringen. Deshalb will er aber auch von Amnestie für sich und alle anderen Flüchtlinge nichts wissen. „Vom Rufe des Volkes,“ schreibt er am 6. März 1848 an Heinrich Köster, „nicht von der Gnade der Fürsten

soll unsere Rückkehr abhängen. „Vive la Republique!“ Schon vier Wochen darauf hat er seinen Entschluß gefaßt: „Ich komme,“ meldet er Karl Buchner, „nach Deutschland zurück, um nach Kräften an Ihren weiteren Kämpfen und Entwicklungen in nächster Nähe teilzunehmen: gleich gerüstet auf Brezprozesse, wie auf weitere

Frieden wieder herzustellen, kam ein Mitglied auf die Idee, für den Dichter eine Buße zu beantragen: Er habe ein Gedicht zu liefern. Dasselbe solle gedruckt und zum Besten der Kasse verwendet werden. Freiligrath nahm an. Schon nach wenigen Tagen kam er mit dem herrlichen Gedicht „Die Toten an die Lebenden“ in

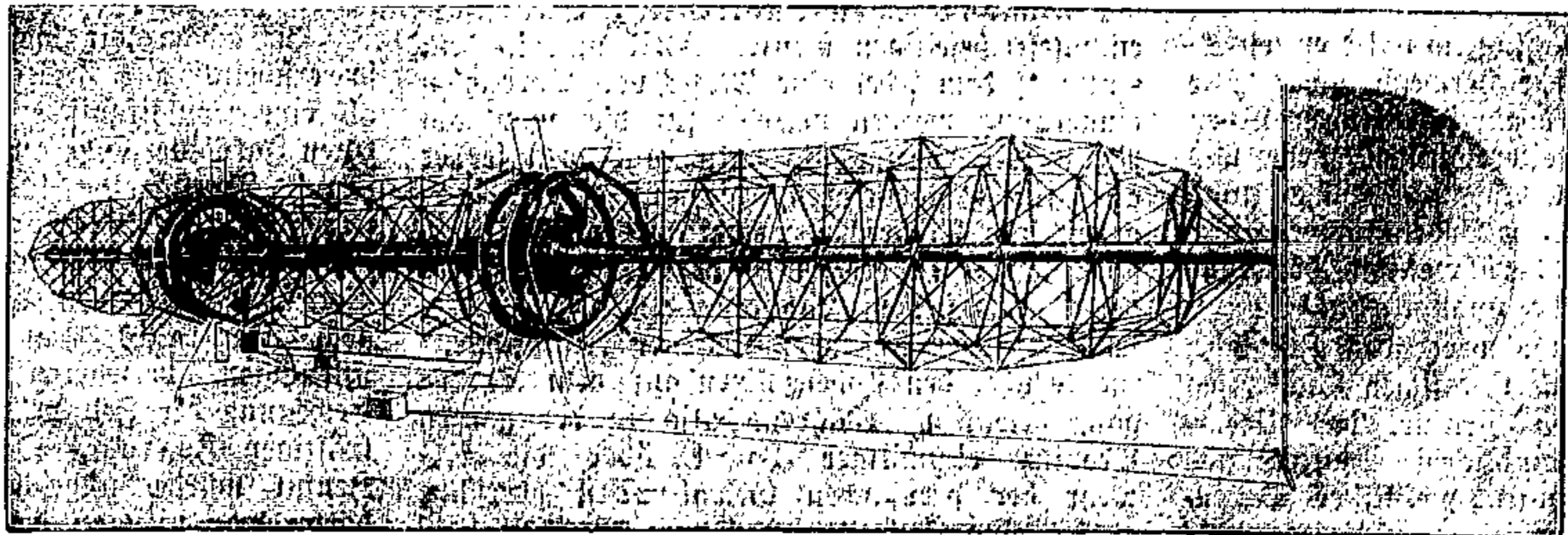
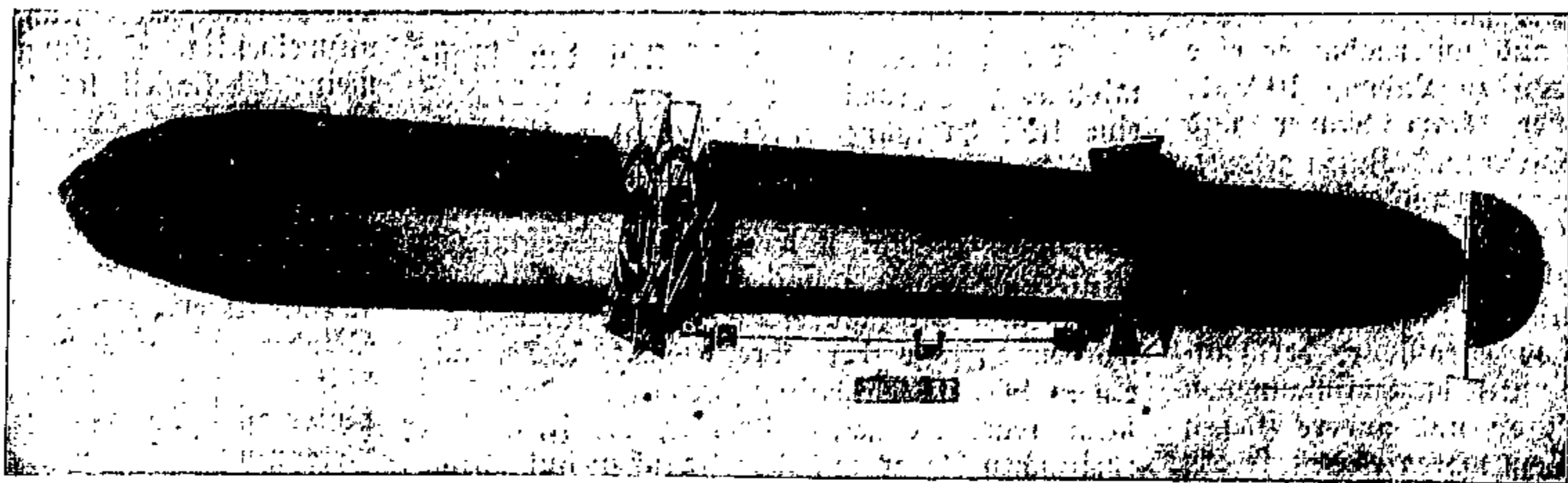
den Vorstand. Es wurde sofort gedruckt und bereits am 1. August bei einer Versammlung des Volksklubs vom Dichter unter tosendem Beifall vorgelesen. Es sollten 9000 Exemplare sofort verbreitet werden. „Sie gehen wie warme Semmel,“ schreibt Freiligrath am 3. August an Heinrich Zulauff. Aber da kam auch schon die richterliche Nemesis. Am 4. August stellte der Oberprokurator Schmause den Antrag auf Vorführung des Verfassers und Beschlagnahme des Gedichts. Zwar beschloß die Ratskammer des Landgerichts, daß kein Grund zur Einleitung einer Untersuchung vorhanden

sei. Aber nun erhob der Generalprokurator des rheinischen Appellationsgerichtshofes gegen Freiligrath Anklage wegen „Aufreizung zum Umsturz der Verfassung wie zum Bürgerkriege“. Einige Wochen vergingen. Der Dichter blieb unbehelligt. Plötzlich aber wurde er am 28. August vor den Untersuchungsrichter geladen und gleichzeitig in Haft genommen. Fünf Wochen später, am 3. Oktober, fand die Verhandlung statt. Die Verteidigerreden gipfelten in dem Schlusssatz: „Den Prometheus können Sie an den Felsen schmieden; das göttliche Feuer, das er vom Himmel nahm, werden Sie nicht löschen. — Gebt den Dichter dem Volke zurück; der Dichter gehört seinem Volke!“ Und so geschah es. Die Geschworenen antworteten auf die erhobenen Schuldfragen einstimmig mit Nein.

Der Freispruch wurde überall mit Freuden aufgenommen. Auch im Auslande machte der Prozeß großes Aufsehen. Dem Dichter wurde abends ein Fackelzug gebracht; man wollte zu erkennen geben, wie man mit ihm fühlte, wie hoch man ihn schätzte und wie sehr man mit ihm sympathisierte.

Mittlerweile war in Köln, dem Zentrum der revolutionären Bewegung in den Rheinlanden, die „Neue Rheinische Zeitung“ gegründet. Karl Marx hatte die Leitung übernommen.

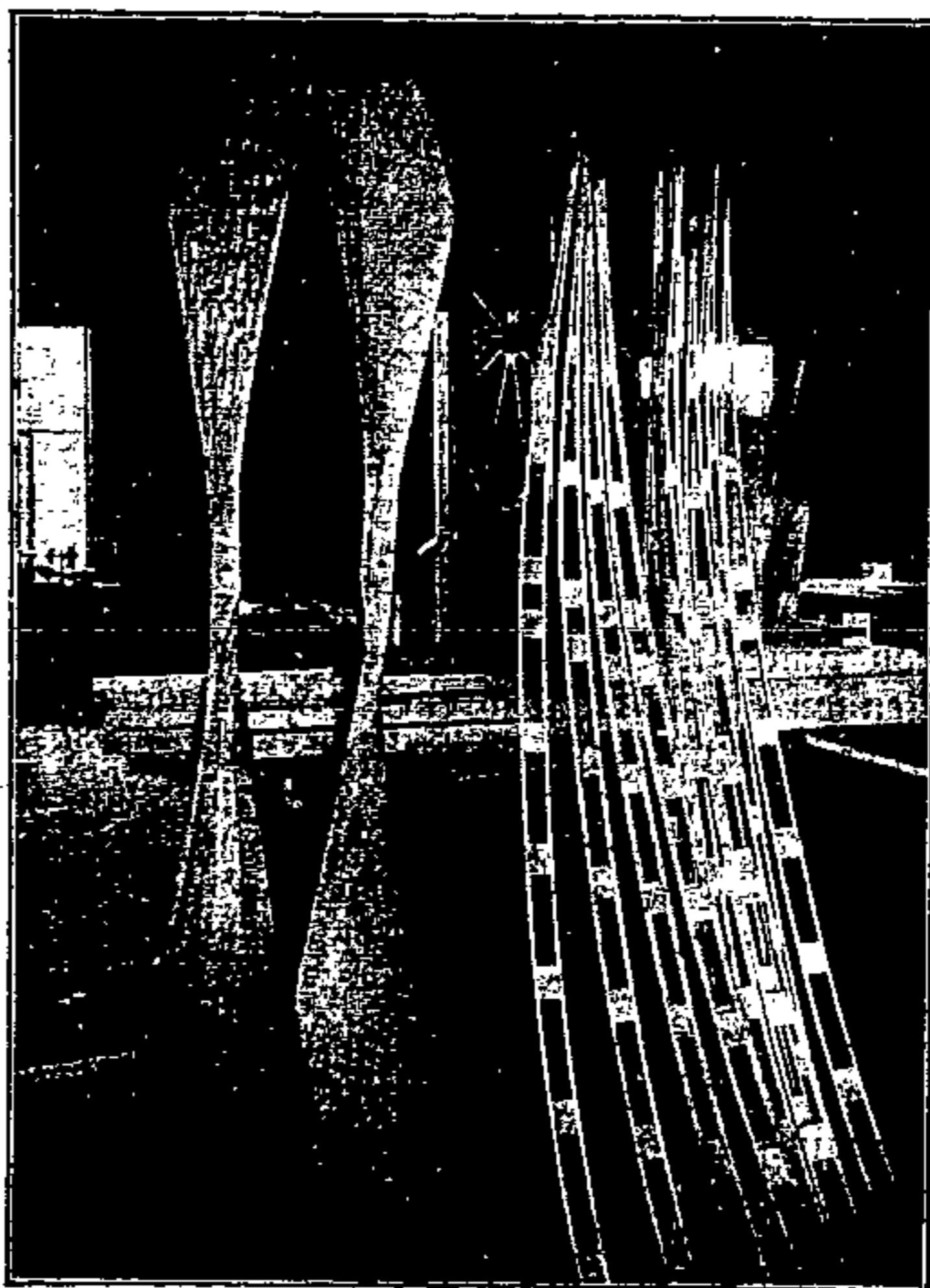
Doch schon gegen Ende September, als über die Stadt der Belagerungszustand verhängt wurde, wurde auch das Blatt verboten und gleichzeitig ein Teil der Redakteure in Anklagezustand versetzt. Seit dem 11. Oktober erschien die Zeitung wieder. Ihrer Redaktion gehörte nun auch Freiligrath an. Karl Marx hatte den Dichter auch in die Redaktion berufen, wo er den englischen Artikel herstellen sollte. Er wurde jedoch bald sotaner Verpflichtung entbunden. Desto reger konnte er sich der dichterischen Tätigkeit hingeben. Eine Anzahl der herrlichsten Gedichte, die Freiligrath 1849 und 1851 in zwei Heften



Das geteilte Flugschiff des Ingenieurs Noetler, Augsburg. (Oben das Modell, unten das Gerippe.)

Barrikaden oder antirussische Wachtfeuer“. Und fünf Tage später an Heinrich Köster: „Ich komme nicht, um Errungenschaften, ich komme, um gewisse neue Kämpfe zu teilen.“

Schon im Mai stand Freiligrath in Düsseldorf unter seinen politischen Freunden. Hier schloß er sich dem Volksklub an, der die revo-



Herstellung der Luftschrauben und Spleren.

lutionäre Demokratie vertrat. Die Mitglieder waren aber samt und sonders armselige Handproletarier. Die Beiträge waren daher niedrig und Ebbe in der Kasse. Dazu kamen Schulden. Man beratschlagte, wie sie gedeckt werden sollten. Hierbei geriet Freiligrath mit dem Präses in einen scharfen Disput. Um den

unter dem Titel: „Neuere politische und soziale Gedichte“ veröffentlichte, sind zuerst in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ zum Abdruck gekommen. Der Einfluß Marx' auf Freiligrath ist unverkennbar. Aber auch Marx stand unter dem Einfluß seiner Poesie. Uebrigens mußte

deutsche Lyrik überhaupt aufzuweisen hat. Der echte Freiligrath ist nicht der Dichter des Löwenritzes, sondern der Revolutionsdichter. In den politischen Liedern steht Freiligrath am höchsten. Hier hat er erreicht, was er sonst nur suchte, und was er nach kurzer Blüte wieder verlor.

als solcher gehörte er zu den ersten in Deutschland, die mannhaft für republikanisch demokratische Ideale ihre Stimme erhoben; nur wenige haben damals derartig konsequent wie er den Standpunkt der bürgerlichen Revolution vertreten, und so ist es bezeichnend für den Tief-



Solzbearbeitungswerkstatt der Welght-Flugapparat-Gesellschaft.



Metallbearbeitungswerkstatt.

das kühne Kampforgan bald die Waffen strecken. Marx wurde abermals ausgewiesen. Am 19. Mai 1849 erschien die letzte Nummer, in rotem Letterdruck. An ihrer Spitze trug sie Freiligraths „Abschiedswort“. Er hatte es am selben Morgen während des Auflebens gedichtet.

Vergleicht man Freiligraths politische und soziale Lyrik aus der Zeit vor 1848 mit den Gedichten, die während und nach der Revolution entstanden sind, so ergibt sich ein wesentlicher Unterschied. Vor 1848 erscheint seine Lyrik als prophetische Zeichendeuterin. Jetzt aber ist sie in die Kampfarena des Tages hinabgestiegen. Und hier stellt sie politische Programme auf und verherrlicht die Revolution. Das beweisen alle Gedichte, die Freiligrath 1849 und 1851 folgen

Das sozialistische Proletariat kann und darf niemals seiner vergessen, wie Gottfried Kinkel in seinem Nachruf auf Freiligrath sagt:

Aus seinem heißen Herzen kam der Ruf
Der ihn zum Stämpfen für die Freiheit schuf.
Und seine Harfe sang in scharfer Schalle
Das Recht, das Glück, die Erde sei für alle!

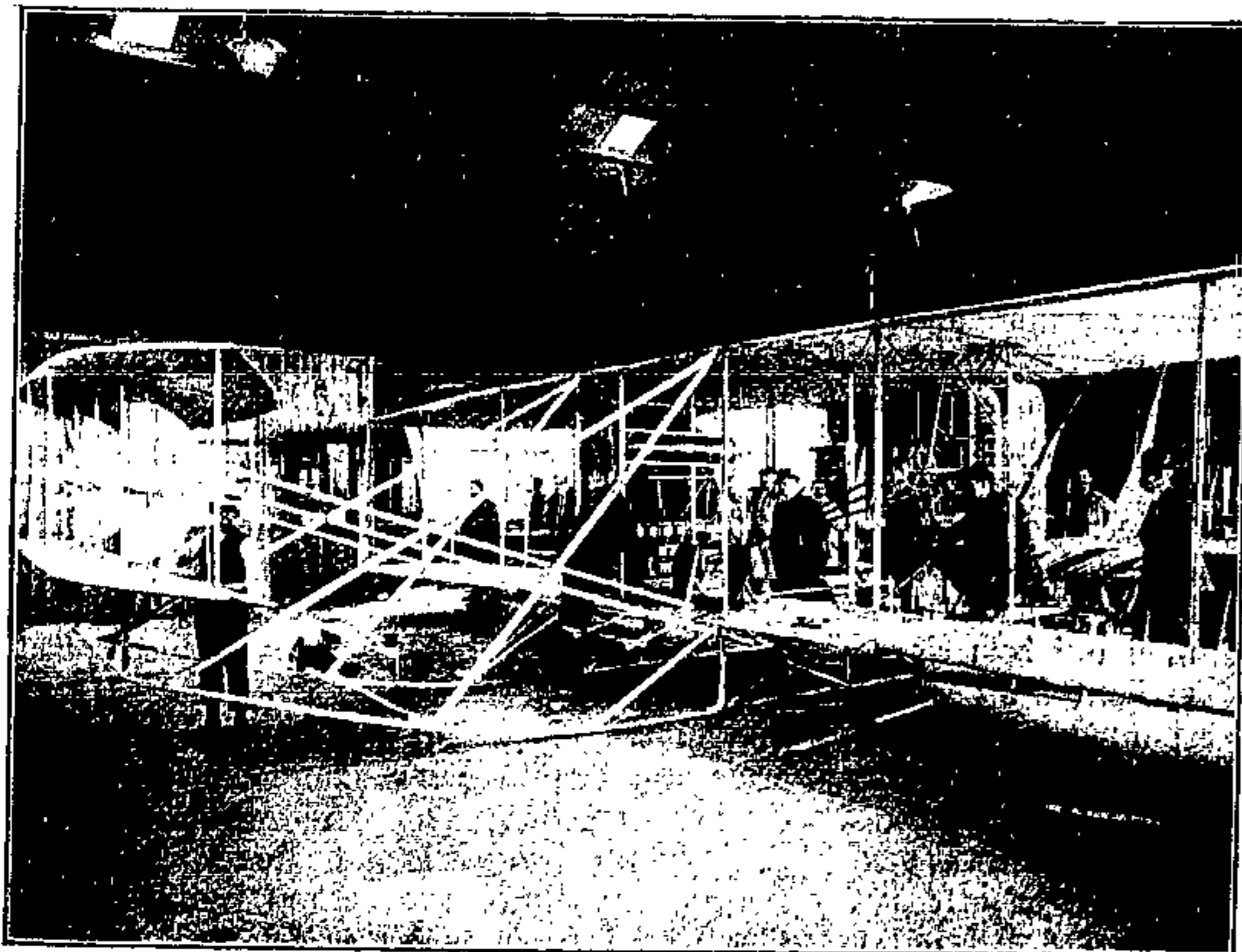
Johann Gottfried Seume.

Von A. Conrady.

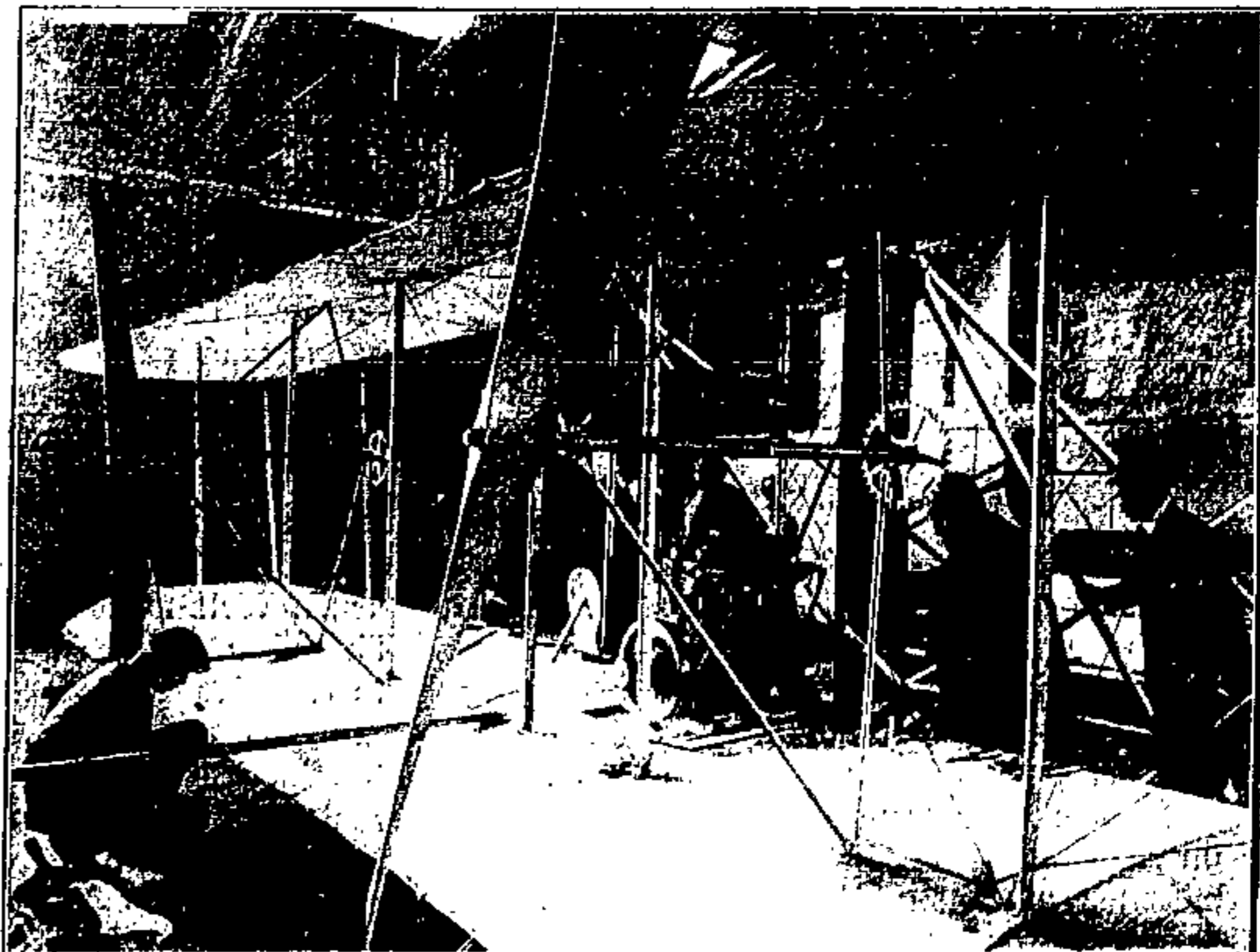
Vor hundert Jahren, am 13. Juni 1810, starb Johann Gottfried Seume, eine der interessantesten Schriftstellergestalten unserer klassischen Literaturperiode. Mein literarisch

stand des deutschen Bürgertums, daß Seume so gut wie vergessen sein würde, wenn die proletarische Demokratie sein Andenken nicht hochhielte. Und Seume verdient dies, nicht allein wegen seiner politischen Richtung, sondern auch wegen seiner vorbildlichen Persönlichkeit, wegen der Ueberzeugungstreue, womit er auf alle Möglichkeiten sogenannter Karriere verzichtete, um mit seinem Ideal von Freiheit und Recht nicht in Konflikt zu kommen. So war sein Leben entsagungreich. Aber Seume war stark im ungebogenen Ertragen des Schwersten, und überaus Schweres ist ihm beschieden gewesen von dem Augenblick an, als er zum ersten Male auf eigene Faust in die Welt hinausging.

Da war er achtzehn Jahre alt. Bis dahin hatte sein Geschick vorwiegend unter der Leitung



Das „Verspannen“ des Welghtschen Flugapparates mit Stahlseil.



Einbau des Dampfmotors.

ließ. Die Freiheit lebt und wird leben! Mit Liedern, hell wie Schild- und Schwerterklang, gewaltig wie das Brausen der Frühlingsstürme, feiert der Sohn des Teutoburger Waldes den Sieg der Freiheit. Seine Lieder aus dieser Zeit sind nicht nur das Vollendetste, was ihm je gelungen, sie sind auch das großartigste, was die

betrachtet, gehört Seume nicht zu den Größen ersten Ranges; als Dichter ist er sogar ziemlich unbedeutend. Trotzdem ist es ganz unbedeutend, daß die Literaturgeschichte ihn durchweg mit ein paar Worten abtut, wenn nicht gar mit völligem Stillschweigen übergehen. Seume wollte in erster Linie politischer Schriftsteller sein, und

anderer gestanden. Die ersten zwölf Jahre seines Lebens, das mit dem 29. Januar 1763 anhub, war sein Vater, ein vortrefflicher Mann, der bereits 1775 starb, vom größten Einfluß auf den jungen Seume. In seinem Heimatdorf Poserna bei Weisensfels war der alte Seume Landmann. Seinen dortigen Besitz gab er auf und siedelte

in die Nachbarschaft von Leipzig über, weil er sich in einem Streitfall nicht von einem Edelmann der Gegend wollte unterdrücken lassen. Der Haß gegen alle Unterdrückung war überhaupt ein Zug, den Seume von seinem Vater geerbt hatte. Bei diesem war er ausgeprägt genug, um ihn beim Junferten in den Ruf eines unruhigen Kopfes zu bringen. In der neuen Heimat bei Leipzig hatte der alte Seume kein Glück, und als er 1775 starb, hinterließ er seine Familie in einer nichts weniger als glänzenden Lage.

Wenn es trotzdem möglich wurde, dem jungen Seume, der ausgezeichnet lernte, den Zugang zu den Lehrstätten höherer Bildung zu eröffnen, so lag das an der Protektion eines Edelmannes, der, auf die Fähigkeiten des Knaben aufmerksam geworden, die nötigen Mittel hergab, um ihn das Gymnasium und die Universität besuchen zu lassen. Als selbstverständliches Ziel ward dabei dem jungen Seume das Seelsorgeramt bezeichnet, und man brachte es auch richtig mit ihm dahin, daß er die Universität Leipzig als Theologe bezog. Nun wäre also weiter kein Hindernis gewesen, daß Seume es nicht zu einer guten Pfunde gebracht hätte, wenn nicht seine ererbte Steifnacktheit, sein selbständiges Denken und seine strenge Wahrheitsliebe einen Strich durch alle gutgemeinten Pläne zu seinem weiteren Fortkommen gemacht hätte. Er war nicht zum bloßen Brotstudium geschaffen, sondern besaß einen allseitigen Wissenstrieb, interessierte sich für alles und besuchte auch fleißig das Theater, obwohl er nur fünf Taler monatlich zu verzehren hatte. Seine Lektüre beschränkte sich nicht auf orthodoxe Gottesgelehrtheit, sondern machte ihn bald auch mit den Vertretern der Aufklärung bekannt. Zunächst mit den Engländern Shaftesbury und Bolingbroke.

Dabei ging nun aber seine Rechtgläubigkeit rasch in die Brüche, und es ergab sich für ihn die Frage, was nun werden sollte. Trotz seiner Zweifel Geistlicher zu werden, daran dachte er keinen Augenblick. Er versprach sich auch nichts von Auseinandersetzungen mit denen, die bisher für ihn irdische Vorsehung gespielt hatten, sondern entschloß sich, nun sein Glück selber zu schmieden und sich zunächst einmal in der Welt umzusehen. Nachdem er seine kleinen Verbindlichkeiten getilgt hatte, blieben ihm 9 Taler, und damit machte er sich 1781 auf den Weg nach Paris, wo er irgendwie Fortkommen zu finden hoffte.

Die Reise sollte aber einen anderen Verlauf nehmen, als in Seumes Absicht lag. Am dritten Tage nach seinem Abmarsch von Leipzig langte er im hessen-casselschen Dorfe Bacha an der Werra an, und hier bemächtigten sich seiner die Werber des Landgrafen Friedrich. Dieser Serenissimus gehörte zu den berühmtesten deutschen Landesvätern jener Zeit, die mit den Engländern Soldatenhandel trieben, d. h. für klingende Münze Truppen zur Niedertwerfung der Revolution in Amerika stellten. Der Landgraf war besonders stark bei der Seelenverkäuferei beteiligt, so daß die deutschen Regimenter der Engländer im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gewöhnlich in Vaucluse und Bogen als Hessen bezeichnet wurden. Aber auch unter den vom Landgrafen gelieferten Truppenteilen waren eine Menge Leute, die nicht hessische Landesfinder waren. Griffen doch die hessen-casselschen Werber alles auf, was ihnen auf der Landstraße in die Finger lief. Das passierte nun auch Seume; denn der Landgraf war gerade dabei, für die unter den Augen der Yankees arg zusammengeschmolzenen Regimenter in Amerika Nachschub zusammenzubringen. Man schleppte Seume nach der Festung Biegenhain, wo er eine Menge Unglücksgefährten vorfand, die, ebenso wie er, ein Opfer brutaler Gewalt als Kanonensutter nach Amerika verfrachtet werden sollten.

Die Empörung unter den in Biegenhain zusammengeperrten Mannschaften war groß, und Seume war bei seinem scharfen Rechts- und Freiheitsfinn keiner von den Geduldigsten. Er war also mit dabei, als unter den Gefangenen ein Komplott geschmiedet wurde, das darauf hinauskam, sich durch Ueberfall in den Besitz von Waffen zu setzen und damit den Weg in die Freiheit zu erzwingen. Seume war sogar geneigt, die ihm angebotene Führerschaft zu übernehmen, ließ sich aber von einem Warner zurückhalten. Sonst wäre es jetzt mit ihm zu Ende gewesen. Der Plan wurde nämlich verraten, und wurde mit einem grausamen Strafgericht geahndet. Mehr als dreißig „Mädelshörer“ mußten von zwölf- bis zu sechsunddreißigmal Spießruten laufen, um dann auf unbestimmte Zeit, durchweg für immer, nach Cassel in die Eisen zu kommen. Seume kam mit einem blauen Auge davon und wurde demnächst mit nach Münden geschleppt, wo die Uebernahme durch den englischen Menschenhändler Jarrett stattfand. Dabei mußten die Verkauften in ein Hoch auf den englischen König Georg einstimmen; wer sich nicht laut genug begeisterte, wurde von den Eskortemannschaften mit Rippenstößen angepornt. Seume, der im mittelsten Glied stand, entging diesen Pißfen, obwohl er den Mund nicht aufmachte; den Hut mußte er aber auch schwingen.

Weserabwärts ging die Fahrt zu Schiff, an der Mündung fand die Ueberführung auf die großen englischen Transportschiffe statt, worauf es nun über den Ocean gehen sollte. Diese Fahrt war für Seume wie für seine Reisegefährten ein wahres Martyrium. Sie dauerte nicht weniger als zweiundzwanzig Wochen und das unter den denkbar unerträglichsten Umständen. Das Schiff war überfüllt, so daß die Leute zusammengeperrt waren wie die Pökelheringe. Die sechs Mann in einem engen Schlafverschlag konnten sich immer nur alle zusammen von einer Seite auf die andere wenden; auf dem Rücken zu liegen war ganz unmöglich. Das Essen bestand fast bloß in Erbsen und Speck, der in einem ekel-erregenden Zustand war. Das galt auch von dem Jahre alten Schiffszwieback, der vielfach von Würmern wimmelte und dabei so hart war, daß er manchmal mit Hilfe von Kanonenkugeln zerleinert werden mußte. Das Trinkwasser war voll Fasern und mußte durch ein Tuch gegossen werden, um genießbar zu werden; auch dann mußte man sich wegen des Gestankes beim Trinken die Nase zuhalten. Dazu war das Schiff bei der herrschenden Unreinlichkeit gänzlich verlaugt, so daß es vor Ungeziefer kaum auszuhalten war. In dieser Lage, die den einen oder anderen buchstäblich im Schmutz zugrunde gehen ließ, hielt Seume doch den Kopf hoch und war Stoiker genug, um sich in die paar alten Klassiker zu vertiefen, die er von Leipzig mitgenommen hatte. Diese Lektüre verschaffte ihm übrigens einige Erleichterungen, indem sie den Kapitän auf ihn aufmerksam machte. Endlich war die Leidenszeit auf dem Schiffe zu Ende und das langersehnte Land der neuen Welt wurde betreten, aber im neuschottländischen Hafen Halifax, nicht auf dem eigentlichen Kriegsschauplatz. Hier standen die Sachen infolge der mittlerweile erfolgten Kapitulation des Generals Cornwallis bei Yorktown für England so mißlich, daß man einen sichereren Landungspunkt wählte. In Halifax blieben denn auch die Scharen, zu denen Seume gehörte, und er machte nun alle Strapazen des Lebens im Zeltlager mit durch. Er hatte einige Vorteile dadurch, daß der Oberst ihn zu Schreiberdiensten heranzog und daß seine klassische Bildung ihn mit einigen Offizieren besseren Schlags in Berührung brachte. Er avancierte auch bis zum Sergeanten, und man stellte ihn in Aussicht, daß er Offizier werden könnte. Aber der junge Mann kannte das deutsche Kasernenwesen zu gut, um sich ernstlich einzubilden, daß im Junkerheer

für einen Bürgerlichen eine wirkliche Laufbahn zu finden sein könnte. Der Haß gegen das feudale Privileg, die mittelalterlichen Standesvorrechte, war schon ein Grundzug seines Wesens. Er dachte über die Menschenrechte nach und über den Staat der Vernunft, kurz, er war bereit von den revolutionären Ideen der Zeit erfüllt. Daher war ihm auch, ganz abgesehen davon, daß er schände gepreßt worden war, der Gedanke verhaßt, gegen die Amerikaner kämpfen zu sollen, die im Namen der ewigen Menschenrechte die Unabhängigkeit erklärt hatten. Sein Herzenswunsch war vielmehr, auf Seiten der Republikaner zu stehen. Mit einem gleichgesinnten Kameraden schmiedete er einen verwegene Plan, zu desertieren und durch die Urwälder den ungeheuren Weg von Neuschottland ins nächste Lager der Yankees zurückzulegen. Das war be- schlossene Sache. Da brachte das Jahr 1781 eine Nachricht, die alle Absichten, in Amerika für die Freiheit zu kämpfen, hinfällig machte: die Nachricht nämlich, daß der Friede geschlossen sei und die Rückreise nach Europa angetreten werden sollte.

Nach schneller Ueberfahrt langten die Transportschiffe an der Wesermündung an, und hier, in Bremen, setzte Seume nun seine Desertionspläne ins Werk. Er befürchtete nämlich, daß der Landgraf seine überzähligen Leute nun an die Preußen verkaufen werde, und trug durch aus kein Verlangen nach der holländischen Freiheit. Die Flucht glückte auch mit Hilfe teilnehmender Zivilisten. Er entging den um ihn herpfeifenden Kugeln der Verfolger und entkam auf oldenburgisches Gebiet. Von da trat er nun den Heimarsch an und hoffte, bald die sächsische Heimat und seine geliebte Mutter wiederzusehen. Aber das Schicksal machte einen grausamen Strich durch diese frohen Erwartungen. Kaum hatte er das oldenburgische Gebiet verlassen, als sich preussische Menschenjäger seiner bemächtigten, und ihn nach Emden schleppten, wo er nun Jahre lang die Annehmlichkeiten des Soldatenlebens im preussischen Junkerstaat als Gemeiner kennen lernte. Zweimal desertierte er in dieser Zeit. Aber beide Male wurde er wieder in die Knechtschaft zurückgeschleppt; das zweitemal, als er nach furchtbaren Mühsalen fast schon die Grenze erreicht hatte, um schließlich von den Kräften verlassen zu werden. Nun wäre es ihm beinahe an den Krügen gegangen. Vor der Todesstrafe rettete ihn nur die Fürsprache des Generals Courbiere, dessen Kindern er Unterricht gab und auf Courbieres Verwendung wurde schließlich auch noch aus zwölfmaligem Spießrutenlaufen sechswochiges Gefängnis gemacht. Die Teilnahme eines wohlhabenden Emdener Bürgers bahnte ihm schließlich den Weg in die Freiheit. Dieser wadere Mann stellte für ihn 80 Taler Bürgschaft, daß er von einem Urlaub in die Heimat nach Emden zurückkehren werde, und das, obwohl Seume ihm sagte, er komme nicht wieder. So langte er endlich wieder zu Hause, bei seiner Mutter, an. Sein sehnlichstes Verlangen war nun, dem Emdener Wohltäter die 80 Taler zurückzuzahlen, und dadurch kam er zuerst auf die literarische Laufbahn. Der damals sehr bekannte Erziehungsschriftsteller Weiße gab ihm nämlich einen englischen Roman zum Uebersetzen, und diese Arbeit Seumes erschien 1788 bei Götschen in Leipzig; das Honorar aber wanderte nach Emden. Im übrigen nahm Seume nun in Leipzig seine Studien wieder auf, freilich nicht als Theologe, sondern in der philosophischen Fakultät und brachte es auch 1792 zum Doktorhut trotz der materiellen Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte; er mußte sich nämlich den Lebensunterhalt durch Sprachunterricht verdienen. Seine Tätigkeit als Privatlehrer aber brachte ihn nun auch in eine Verbindung, die ihn wieder aus der stillen Zurückgezogenheit des Studierzimmers herausriß und in das öffentliche Leben hinausdrängte. Er war nämlich 1792

in Leipzig sogenannter Hofmeister des jungen russischen Grafen Zgelström, begleitete in dieser Eigenschaft seinen Bögling nach Hause zurück und machte die Bekanntschaft des Vaters, des Generals von Zgelström, der die russischen Truppen in Warschau befehligte.

Zgelström erkannte die Fähigkeiten Seumes und dachte sie sich zunutze zu machen. In den freiherrlichen Anschauungen des jungen Sachsen, die zu unverhohlenem Ausdruck gelangten, sah Zgelström offenbar die Absonderlichkeit eines Originals. Jedenfalls, er nahm keinen Anstand, Seume als seinen Privatsekretär zu benutzen und mit den wichtigsten politischen Korrespondenzen zu betrauen. Seume fand sich zunächst in diese Stellung hinein, weil er sich noch über das Wesen der russischen Regierung täuschte. Er teilte die allgemeine Illusion der westeuropäischen Aufklärung, daß die Zarin Katharina eine philosophische Monarchin mit fortschrittlichen Zielen sei. Daraus erklärt sich auch, daß er sich von Zgelström bereden ließ, ein Offizierspatent in einem russischen Grenadierregiment anzunehmen. Hierdurch geriet er nun in die widerwärtige Lage, daß er, als es 1794 in Polen und besonders auch in Warschau zur revolutionären Erhebung gegen die Fremdherrschaft kam, auf russischer Seite den Warschauer Straßenkampf mitmachen mußte. In dem furchtbaren Blutbade, dem nur ein kleiner Teil der Russen entrann, blieb Seume unverletzt; er geriet aber in polnische Gefangenschaft und blieb gefangen, bis Suworow unter schrecklichen Greueln der russischen Soldateska Warschau zurückeroberte. Von seinen Illusionen war er so ziemlich zurückgekommen nach allen Erfahrungen, die er gemacht hatte. Als er einen verwundeten russischen Offizier aus Zgelströms Freundschaft auf einen Erholungsurlaub ins Ausland geleitete, hatte er schon wenig Lust, zu seinem Regiment zurückzukehren. Niederträchtigkeiten des Zaren Paul öffneten ihm vollends die Augen über die moskowitzische Herrlichkeit, und so ließ er sich 1796 seinen Abschied geben. Es gehörte nicht wenig Charakter dazu; denn in Rußland hätte er als Offizier Karriere machen können, und an soldatischen Neigungen fehlte es ihm nicht. Aber der Demokrat wurde in ihm immer mächtiger, und es verlangte ihn immer mehr danach, seine Meinung auch vor aller Welt auszusprechen. Besonders hoffnungsfreudig, was den unmittelbaren Erfolg anging, war er dabei nicht. Die Regungslosigkeit der Massen in Deutschland und der schließliche Verlauf der Revolution in Frankreich hatte auch ihn nicht wenig enttäuscht. Aber deshalb hielt er doch an den revolutionären Idealen fest und blieb dabei, der französischen Revolution das weltgeschichtliche Verdienst zuzusprechen, daß sie zuerst Grundsätze der Vernunft in das öffentliche Recht getragen und die ersten Republikaner gestellt habe; er lebte der Zuversicht, daß die revolutionäre Pflanzung wachsen werde, wenn sie auch jetzt vom Unkraut erstickt werde. Für Republik und Demokratie gegen Despotismus und Feudalismus Propaganda zu machen, das wurde nun der leitende Gedanke in der literarischen Tätigkeit, der Seume sich nun hingab.

Weniger gilt dies noch von den Schriften über seine polnischen Erlebnisse von 1794 und über russische Zeitgeschichte, worin die Illusionen über den aufgeklärten Despotismus noch einen Nachhall finden. Aber schon seine Gedichtsammlung von 1797 zeigt an zahlreichen Stellen den politischen Grundzug des Seumeschen Wesens, und darin liegt ihre eigentliche Bedeutung. Der poetische Wert von Seumes Gedichten ist nicht besonders hoch, und darum sind sie heute der Vergessenheit anheimgefallen. Sie sind aber immer noch von Interesse, weil sie uns seine fernige Persönlichkeit würdigen helfen. Überall bekunden sie Seumes starken Rechtsinn, seinen Haß gegen alle Unterdrückung und jedes Vorkrecht, seinen Eifer für die Geltendmachung der

Gleichheit alles dessen, was Menschenantlig trägt, seine heftige Abneigung gegen die „Pleonexie“, d. h. die Habgier, die ihm als die Wurzel alles Übels erscheint. Bei Seume war der Erwerbtrieb nicht besonders ausgebildet, und in seiner Genügsamkeit bedurfte er nur wenig. Aber auch für die bescheidensten Ansprüche hätten die Einnahmen nicht gereicht, die er aus seiner Schriftstellerei ziehen konnte. Daher nahm er bei dem Buchhändler Göschen eine Stellung als Korrektor an. Als er diesen Posten aber ein paar Jahre versehen hatte, hielt es ihn nicht länger in dem stillen Grimma, und er unternahm von seinen Ersparnissen Ende 1801 den berühmten „Spaziergang nach Syrakus“, der ihn im Laufe des Jahres 1802, fast immer zu Fuß, durch Oesterreich, ganz Italien, die Schweiz, nach Paris und wieder nach Hause zurückführte. Es war nicht bloße Abenteuerlust und Lustbarkeit, was ihm den Gedanken dieser riesigen Wanderung eingab. Seine Ruhelosigkeit ging vielmehr, wie ein Blick auf sein ganzes Leben und Schaffen als sicher erscheinen läßt, in letzter Linie daraus hervor, daß Seume seinen großen Energie und seinen Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreis hatte finden können: er war nicht zum Stubengelehrten, sondern zum praktischen Politiker geschaffen. In dieser Richtung war aber für ihn im damaligen Deutschland nichts zu tun. Das unbefriedigte Tätigkeitsbedürfnis schaffte sich eine Art von Ersatz in diesen physischen Anstrengungen, die zur Überwindung von Entfernungen und zum Ertragen von Strapazen die Willenskraft in Anspruch nahmen. Die Reisebeschreibung, die Seume nach seiner Rückkehr veröffentlichte, machte ihn gleich zu einem der bekanntesten Schriftsteller Deutschlands, und zwar verdienstermaßen. Seumes „Spaziergang nach Syrakus“ ist noch immer eines der besten Reisebücher in deutscher Sprache; der Stand der Dinge, den es schildert, gehört heute natürlich der Vergangenheit an. Das Buch ist aber dafür kulturgeschichtlich sehr belehrend und frisch wirkt es immer noch durch den ausgesprochenen politischen Standpunkt des Verfassers, das kühne Urteil, das er allenthalben über die Zustände der von ihm bereisten Länder fällt. Auf Schritt und Tritt bekennt er sich als Gegner der Despoten-, Junker- und Pfaffenwirtschaft, als entschiedenen Anhänger der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit. Er erklärt es für seine Ueberzeugung, daß in einer wohlgeordneten Republik am meisten Menschenwürde, Menschenwert, allgemeine Gerechtigkeit und allgemeine Glückseligkeit möglich sei. Als die einzige denkbare Grundlage einer solchen Republik aber erscheint ihm die Gleichberechtigung aller: „Wo nicht der Knabe, der diesen Abend in der letzten Strohütte geboren wurde, einst rechtlich die erste Magistratur seines Vaterlandes verwalteten kann, ist es Unsinn, von einer vernünftigen Republik zu sprechen. Privilegien aller Art sind das Grab der Freiheit und Gerechtigkeit.“

Von derselben Art ist das zweite Reisebuch Seumes, das den Titel führt: „Mein Sommer 1805“. Es beschreibt eine Reise von Sachsen durch Schlessen, Polen, Liefland nach Petersburg, von da nach Moskau und zurück, weiter durch Finnland und Schweden über Kopenhagen nach Deutschland zurück. Da Seume diesmal vorwiegend in Gesellschaft reiste, so mußte er viel fahren und konnte „nur“ tausend Kilometer zu Fuß machen. Er bedauert dies, weil er lieber alles als Spaziergang abgemacht hätte, und knüpft daran eine berühmte Stelle über das Gehen, worin er die Meinung vertritt, daß alles besser gehen würde, wenn man mehr ginge. „Fahren zeigt Ohnmacht, Gehen Kraft. Schon deswegen wünschte ich nur selten zu fahren, und weil ich aus dem Wagen keinem Armen so bequem und freundlich einen Groschen geben kann. Wenn ich nicht mehr zuweilen einem Armen einen Groschen geben kann, so lasse mich das Schicksal nicht län-

ger mehr leben!“ Auch diese Schrift Seumes ist gleich dem „Spaziergang nach Syrakus“ nicht bloße Reisebeschreibung, sondern außerdem in großem Maße ein politisches Buch und will das sein. Gleich im Vorwort spricht Seume die Meinung aus, daß jedes gute Buch näher oder entfernter politisch sein müsse, politisch als das verstanden, was zum allgemeinen Wohl etwas beiträgt oder beitragen soll. Hier, wie im „Spaziergang“ nimmt Seume viel auf die Zeitereignisse Bezug, besonders auch auf das Vordringen der Franzosen und seine Gründe. Dabei wird den deutschen Fürsten und dem deutschen Adel bitter die Wahrheit gesagt, der ganze Jammer der damaligen deutschen Zustände in beredten Worten geschildert. Er hebt den Gegensatz hervor zwischen dem deutschen Soldaten, der gar kein Vaterland habe, und dem französischen, dem das seinige durch die Revolution liebgeworden. „Für wen“, fragt Seume, „soll der deutsche Grenadier sich auf die Batterie und in die Bajonette stürzen? Er bleibt sicher, was er ist, und trägt seinen Tornister so fort und erntet kaum ein freundliches Wort von seinem mürri-schen Gewaltthaber. Er soll dem Tode unverwandelt ins Auge sehen, und zu Hause pflügt sein alter, schwacher Vater fröhlich die Felder des gnädigen Junkers, der nichts tut und nichts zahlt und mit Mißhandlungen vergift. Der Alte fährt schweigend die Ernte des Hofes ein und muß oft die seinige draußen verfaulen lassen; und dafür hat er die jämmerliche Ehre, der einzige Lastträger des Staates zu sein: eine Ehre, die klüglich nicht anerkannt wird! Soll der Soldat deshalb mutig sechten, um eben dieses Glück einst selbst zu genießen? Er soll brav sein, und seine Schwester oder Geliebte muß auf dem Edelhofe zu Zwange dienen; jährlich für acht Gulden, oft ohne Aussicht ein Jahr um das andere ihr Leben lang; und seine alte, kranke Mutter, die kaum trockenes Brot hat, muß ihren zugewogenen Haufen Flachs spinnen für den Hof, damit ihr nicht die Hilfe geschehe; und sein kleiner Bruder muß Vorkost laufen in Frost und Hitze für einen Groschen den Tag. Der kleine Landmann fährt und zieht und gibt; auf den großen Höfen rührt sich kein Hof und dreht sich kein Rad. Das nennt man denn Staat und gute Ordnung und Gerechtigkeit und fragt noch, woher das öffentliche Unglück kommt.“

Seume wunderte sich nicht, als Ulm und Austerlitz, Jena und Prenzlau kamen. Die Gedanken, die die Ereignisse seiner letzten Lebensjahre in ihm hervorriefen, schrieb er unter dem zusammenfassenden Titel „Apokryphen“ nieder. Sie wurden erst nach seinem Tode — zunächst noch verstümmelt — veröffentlicht, ebenso wie das anziehende Bruchstück einer Autobiographie und das mit kühnen Betrachtungen über die deutschen Zustände gefüllte lateinische Vorwort zu den Bemerkungen über schwierige Stellen im Plutarch. Zu diesem Vorwort konnte Seume keinen Verleger aufreiben. Auch für die „Apokryphen“ würde sich vermutlich keiner gefunden haben, wenn Seume sie damals hätte veröffentlichten wollen; denn sie sind voll beißender Bemerkungen über die deutschen Zustände, voll ätzender Kritik des selbstüchtigen, vaterlandslosen Verhaltens der Fürsten und Junker, voll vernichtender Urteile über alle möglichen Aeußerungen des herrschenden Kastengeistes. Dem feudalen Privileg wird überall der demokratische Grundgedanke der Gleichberechtigung entgegengestellt, und als sein politisches Ideal bezeichnet Seume die Selbstbestimmung der Nation durch ihre vom ganzen Volk gewählten Vertreter. Die „Apokryphen“ sind Seumes politisches Vermächtnis. 1811 erschienen sie, und im Jahre vorher war ihr Verfasser gestorben. Seit 1808 fränklich, hauchte Seume am 13. Juni 1810 in Teplitz, wo er zur Kur weilte, sein Leben aus. Deutschland verlor an diesem Tage, vorzeitig, einen seiner besten Söhne.

Spruch.

Den gleichen Weg zu finden
Mit Anderen ist schwer.
Man muß sich überwinden,
Man muß die Seele binden
Und trottet nebenher.

Wie selten mag es glücken,
Daß zwei sich so verstehen,
Daß sie die harten Stellen
Des Zwanges nicht bedrücken
Und meinen, frei zu gehn.

Leo Keller.

Vom Bau der Luftschiffe und Flugmaschinen. Der Maschinenbau bewegte sich lange in alten Formen und die Erfordernisse der Technik, besonders an das zu verarbeitende Material, an die benutzten Baustoffe waren sehr gering. Das schlechteste Eisen war immer noch gut und fest genug, um den Anforderungen zu genügen. Die neuere Technik aber stellte neue Anforderungen. Man mußte jetzt konzentrieren, Energie auf kleinem Raum zusammendrängen und die Übertragungsmittel kompakt und sicher bauen. Eine tausendpferdige Dampfmaschine war vor 20 Jahren ein Riesenkoloss, der ein ganzes Gebäude erfüllte. Was ist dagegen eine moderne tausendpferdige Dampfturbine oder ein gleich starker Elektromotor? In einem kleinen Schuppen könnte man sie bequem unterbringen.

Wenn man derartig ungeheure Kräfte in so kleinen Gehäusen arbeiten läßt, dann muß das Material, das diese Kräfte leitet und sie aufzunehmen hat, die größte Widerstandsfähigkeit besitzen. Der Werkzeugmaschinenbau und der Fahrradbau waren die ersten Techniken, die besondere Anforderungen an den Baustoff stellten, und das Bedürfnis hat dem menschlichen Können Ergebnisse abgetrotzt, die einfach erstaunlich sind. Allerdings nimmt man dort nunmehr das beste Material, das es gibt, das beste vom Besten, denn das ist gerade gut genug. Eine Fortsetzung findet dieses Bestreben namentlich in der Automobiltechnik. Sie verlangt größte Leistungen bei kleinsten Gewichten und erfordert daher als Baustoff das vorzüglichste Material. Die Technik der Flugapparate gehört ebenfalls dazu.

Es ist nun bemerkenswert, daß man dabei vielfach auf Materialien zurückgekommen ist, die früher aus dem Maschinen- und Apparatebau gänzlich verbannt waren. Beim Bau einer Flugmaschine spielt z. B. das Holz eine erhebliche Rolle. Seine vorzügliche Elastizität und die Leichtigkeit der Bearbeitung machen es dafür ganz besonders geeignet. Dazu kommt noch, daß sein Gewicht gegen dasjenige der Metalle nur gering ist. Sieht man sich eine Flugmaschine an, z. B. den Wright'schen Apparat, so wird man an ihm eine große Menge Holz finden, und zwar auch dort, wo man es kaum vermuten würde. Daß man die meisten Gestänge, die die Tragflächen verbinden und für sie die Rahmen abgeben, aus Holz herstellt, sieht man leicht ein. Würde dort Stahl doch zu große Gewichte erhalten oder zu kleine Querschnitte bekommen, so daß seine Verwendung nicht opportun ist, selbst bei Verwendung von Stahlrohren. Denn auch bei den Holzrahmen kann man die Stäbe so bauen, daß ihre Querschnitte sehr leicht werden, wobei man zugleich ein großes Maß von Elastizität in sie hineinlegen kann. Besonders geeignete Träger lassen sich auf diese Weise vorzüglich herstellen, indem man nämlich schmale Holzleisten durch Stege unter starker Pressung miteinander verleimt, wie es unser Bild zeigt.

Aber auch die Luftschrauben werden bei dem Wright'schen Apparat aus Holz hergestellt, was um so bemerkenswerter ist, als sie ja die Kraft des 30pferdigen Motors aufnehmen sollen. Sie sehen aus wie verwundene Bretter und werden hergestellt, indem fünf je zwei bis drei Zoll starke Bohlen fächerförmig aufeinandergelegt werden, wie eine unserer Skizzen es andeutet. Der so entstehende verwundene Holzblock wird dann roh ausgeschnitten, und nachher fein und sorgfältig nachgearbeitet. Der Wright'sche Apparat hat bekanntlich zwei Schrauben, die hinten befestigt sind und sich gegeneinander drehen. Sie werden von einem 30pferdigen Benzinmotor angetrieben, der nur ungefähr 100 Kilogramm wiegt. Ueber dem Motor ist der Benzinbehälter angebracht und neben demselben der hohe schmale Streifenkühler, notwendig, um das die Zylinder fortwährend umspülende Kühlwasser in ihm umzutreiben und durch die vorbeistreichende Luft abkühlen zu lassen.

Abgesehen von dem motorischen Teile des Flugapparates ist fast alles an ihm Handarbeit, denn die Bearbeitung der Stangen, die aus bastfreiem Holze geschnitten werden, der Spieren, die zur Versteifung der Tragflächen dienen, und der Luftschrauben, die ja gänzlich geschnitten werden müssen, kann nicht durch Maschinen geschehen. Als Holz wird das-

jenige der amerikanischen Fichte (spuce) verwendet. — Auch das Zusammenfügen der Aeroplanstoffbahnen, von Sattlern ausgeführte Arbeit, sowie das Verspannen der Rahmen mit demselben kann nur von der Hand geschehen.

Damit der ganze Apparat in sich steif, fest und doch elastisch ist, wird er mit Stahldraht „verspannt“. Dazu dient starker Klaviersaitendraht, der eine ganz ungewöhnliche Festigkeit besitzt. Er wird zwischen den Rahmen kreuz und quer gespannt, wie bei Brückenkonstruktionen, nur daß hier alle Drähte auf Zug beansprucht werden und alles durch Zug steif erhalten wird. Die letzte Arbeit ist das Anbringen der Höhensteuer, die vorn, und der Seitensteuer, die hinten sitzen. Beide werden mit der Tragflächenverwindung verbunden, die ebenfalls zur Steuerung dient.

Die Apparate müssen in sich natürlich genau ausbalanciert sein, weil sie sonst auf der schwereren Seite hinken. Zu dem Zwecke sitzt der Motor nicht in der Mitte, sondern seitlich, und sein Gewicht wird durch dasjenige des Führers ausbalanciert. Soll ein Passagier mitgenommen werden, so wird dieser zwischen Motor und Führer gesetzt, damit alles wieder im Gleichgewicht bleibt. Ist die Ausbalancierung nicht genau, so muß man sie fortwährend durch die Steuerung berichtigen, was jedoch eine Erschwerung der Lenkung des Flugapparates bedeutet. Zum Abflug braucht der Wright'sche Apparat einen Startapparat, auf dem er ein Stück hingleiten kann, bevor er sich in die Luft erhebt. Das ist nötig, um unter den Tragflächen diese Luftballen zu schaffen, auf denen die Maschine schwebt. Die Wirkungsweise der Steuerung ist leicht einzusehen. Sie ist ebenso wie bei einem Schiffe, nur daß man hier, wo man sich nicht auf der Luft, sondern in ihr befindet, Seiten- und Höhensteuerung braucht. Stehen die vorn befindlichen Steuerflächen gegen die Fahrtrichtung nach oben, so muß sich der Apparat natürlich heben, stehen sie nach unten, so wird der Apparat herabgedrückt. Die Bewegung gegen die Luft geschieht durch die Luftschrauben.

Holz, gewebter Stoff und Draht bilden der Hauptsache nach das Baumaterial eines Flugapparates. So ist es auch bei den Luftschiffen, wenn auch bei diesen das Holz noch vielfach durch Aluminium ersetzt ist. Das Gerüst des Zeppelin'schen Fahrzeuges besteht völlig aus Aluminium, während dasjenige des Danziger Schiffs fast gänzlich aus elastischem Holze gefertigt ist. Die Holzkonstruktion scheint dabei ein glücklicher Griff zu sein, eben weil sie viel elastischer ist als die starren Metallkonstruktionen. Sehr große Luftschiffe werden allerdings wohl stets auf Metallkonstruktionen angewiesen sein. So auch die neue Luftschiffkonstruktion des Ingenieurs Röhler in Augsburg. Röhler teilt den Körper in drei Abteilungen und setzt zwischen sie zwei Propeller, die sich um eine Aluminiumseele drehen, welche das ganze Schiff von vorn bis hinten in Form einer hohlen Röhre durchzieht. Diese Röhre soll zugleich mit Wasserstoff unter drei Atmosphären Druck beschickt werden, um Reserveregas für die unterwegs erlittenen Verluste zu bergen. Die „Seele“ verleiht dem Luftschiff zugleich eine große Starrheit. f. 1.

Eine Revolution vor zweieinhalb Jahrtausenden.

Die altgriechische Geschichte ist reich an revolutionären Bewegungen. In fast allen Gegenden des Landes, das bekanntlich in eine Menge von politisch selbständigen Gaueu mit meistens keinen städtischen Mittelpunkten zersplittert war, haben im Verlauf der geschichtlichen Zeit des hellenischen Altertums Umwälzungen stattgefunden, von denen antike Schriftsteller mehr oder weniger eingehend berichten. Nur wenig wissen wir meistens von den revolutionären Vorgängen im siebenten und sechsten Jahrhundert vor Christo, wo an zahlreichen Punkten Griechenlands der Demos, das Volk, d. h. eine Vereinigung von städtischen Handels- und Gewerbetreibenden mit den Bauern, sich gegen den bis dahin herrschenden Adel erhob, um politische Rechte zu erobern und wirtschaftliche Umgestaltungen durchzuführen. Zu den paar Fällen, wo wir von diesen Vorgängen etwas mehr erfahren, als diese oder jene heiläufige Notiz eines klassischen Gewährsmannes, gehören die revolutionären Ereignisse, die sich von zirka 680 v. Chr. bis weit ins sechste Jahrhundert hinein in Megara zutrugen, einer Stadt am Meerbusen von Megara, die später von dem nahen Athen ganz in den Schatten gestellt wurde, aber zu der hier in Frage kommenden Zeit erhebliche Bedeutung besaß. Megara erfreute sich vor zweieinhalb Jahrtausenden eines für die damaligen Verhältnisse beträchtlichen, rasch emporgeblühten Seehandels. In diesem ökonomischen Aufschwung lag nun auch die eine Hauptwurzel der Revolutionen, die in Megara ausbrachen. Die nichtadligen Schichten der städtischen Bevölkerung, die mit dem wirtschaftlichen Aufblühen emporgekommen waren,

eine reiche Klasse von Handeltreibenden und selbstbewußter Handwerkerstand, machten gemeinsame Sache mit der Masse der ländlichen Bevölkerung, den Bauern, die bis dahin in harter Abhängigkeit vom regierenden Adel, aufs ärgste ausgebeutet elend dahingelebt hatten und für sich allein, ohne Mitwirkung der Städter, auch nicht imstande gewesen wären, die übermütigen Aristokraten niederzuwerfen. Der erste Anlauf erfolgte gegen 680 v. Chr. Als Leiter dieser ersten Erhebung gegen den Tyrannen Theagenes genannt, der sich zum Tyrannen d. h. zum revolutionären Diktator aufwarf, aber nicht auf die Dauer zu halten vermochte. Es folgte eine aristokratische Reaktion, nach der aber neue revolutionäre Stöße den endgültigen Sieg der Demokratie herbeiführten. Nun erhielten die Bauern eine beträchtliche Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage, vor allem Aufhebung aller ihrer Schulden bei den aristokratischen Blutjägern, sowie politische Rechte. Die eigentliche Macht aber fiel den wohlhabenden Schichten der städtischen Bevölkerung zu, die denn auch den größten materiellen Vorteil aus der Umwälzung zogen, d. h. sich auf Kosten der gestürzten Adligen bereicherten. Den Aristokraten erging es, soweit sie nicht beizeiten ihren Frieden mit den neuen Herren machten, höchst übel: sie verloren ihren Besitz und mußten größtenteils landflüchtig werden. Aus der Mitte dieser abligen Emigration nun erhob ein wütender Gegner der Revolution seine Stimme, und dem Umstande, daß die Herzogen dieses reaktionären Junkers in ausgedehnte Verfe eingekleidet sind, verdanken wir es, daß wir zwar nicht von den einzelnen Umständen der Revolution in Megara, wohl aber von ihrem allgemeinen Charakter und der die Parteien beherrschenden Stimmung uns eine lebhaftere Vorstellung nur machen können, als von den meisten anderen gleichzeitigen Umwälzungen, die durchweg für uns bloße Namen bleiben. Hier aber entzieht in uns ein farbiges Bild, weil der poetisch begabte Angehörige der Emigration, um den es sich handelt, weil Theognis zum Thema seiner Elegien die Revolutionsgeschichte von Megara gewählt hat. Wir haben davon leider nur einen geringen Teil. Aber das Vorhandene genügt doch, um zu interessanten Vergleichen zwischen diesen antiken Vorgängen und viel moderneren Ereignissen anzuregen. Theognis weint blutige Tränen jener guten, alten Zeit nach, wo der Adel, die „Guten“ oder „Tüchtigen“, noch unangefochten über die rechtlose Masse, die „Schlechten“, herrschte. Als „Schlechte“ faßt er allemal die nichtadligen Megaraner zusammen, während die Aristokraten ebenso selbstverständlich „gut“ und „tüchtig“ sind. Diese Worte sind eben bei ihm bloße Klassenprädicat, ähnlich wie ja vielfach noch heutzutage von den „besseren Leuten“ und den „geringen Leuten“ gesprochen wird. Nun sind die „Schlechten“ zu politischen Rechten gekommen, während die „Tüchtigen“ um ihren Besitz und sogar um ihre Heimat gebracht worden sind. Missetände und Blutbäder hat Megara erlebt, auf Antrieb von Leuten, die dabei bloß ihren persönlichen Vorteil im Auge hatten, sich auf besserer Leute Kosten bereichern wollten. Theognis sieht das Staatschiff schon im Geiste zugrunde gehen, weil die Lenkung des Steuerruders der allein dazu berufenen Adelskaste entzogen worden ist. Nun wird der Besitz mit Gewalt geraubt, die Ordnung ist verloren gegangen, eine ungerechte Verteilung von Hab und Gut geht vor sich, Lastträger regieren, die Schlechten herrschen über die Guten. Sein Hauptjammer aber ist, daß jetzt bloß noch der Reichtum etwas gelte, nicht die Geburt. Megara's ebenso zornig wie über die Emigration der ländlichen Masse ist er über die herrschende Stellung, die nun die „schlechten Reichen“, die bürgerlichen Emporkömmlinge, einnehmen. Er ist ganz außer sich darüber, daß Adlige so jedes Standesbewußtseins verlustig gegangen sind, um sich in reiche Bürgerfamilien zu verheiraten. „Tüchtige“ Leute heiraten in „schlechte“ Häuser hinein und „schlechte“ in „tüchtige“ Häuser; der Reichtum vermischt die Geschlechter, und der Dichter weist auf eine gänzliche Entartung der blaublütigen Rasse aus diesen Mezallianzen. Adelsstolzer als Theognis kann auch der hochmütigste preußische Junker nicht sein. Theognis selber hat in der Umwälzung alles verloren. Aber er hat noch einige Hoffnung, wieder zu dem Seinen zu kommen, und wenn die ersuchte Konterrevolution erfolgt, dann Gnade Gott seinen Feinden; spricht er es doch ganz unbefangen als seinen Herzenswunsch aus, ihr schwarzes Blut zu trinken. Dieser altgriechische Emigrant war also von einer Wut besetzt, die jener der französischen Auswanderer zur Zeit der großen Revolution in nichts nachgibt: und so ließe sich überhaupt zwischen der französischen Umwälzung und dieser antiken in einigen Punkten eine gewisse Parallele ziehen. — y.

Nachdruck des Inhalts verboten!